



Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zur
Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung
 S. m. b. H., Daresalam.

1914. * Nr. 4

Gefühnte Schuld

Von Elise Stuber. (Fortsetzung)

Jch wil Sie nun ein wenig in die hiesigen Verhältnisse einweihen", fuhr die Dame fort. „Allzu eintönig ist es nicht bei uns, selbst im Winter haben wir einen kleinen Kreis netter Damen. Lesabende, musikalische Kränzchen, oder sonstige Gesellschaften wechseln des öfteren. Gemeinshaftliche Theaterbesuche in die Masfidenz werden unternommen, kurz wir besseren Frauen im Umkreise sorgen, daß es nicht allzu trist und eintönig hier ist. Im Sommer bietet uns die Natur alles in reichem Maße; man vermisst die Stadt nicht, denn da flüchten ja die Städter selbst aus ihren heißen Mauern.“

„Ich liebe das Landleben sehr,“ sagte Lisa, „ich mache mir nicht so viel aus der Stadt, besonders da ich meine Lieben um mich habe.“

„Allerdings, wer auf solch herrlichem Sitz wohnt, wer sollte da nicht glücklich und zufrieden sein. Also abgemacht, Sie sind eine der Unserigen und wenn die Frau Mama hier ist, wird sie sich wohl ebenfalls unseren kleinen Gesellschaften anschließen.“

„Sicher“, erwiderte Lisa. „Es wird gut sein, wenn Mama nach der Dreier einen netten Bekanntenkreis findet. Sie ist so viel allein, manchmal so ernst, daß ich schon große Sorge um sie hatte.“

Die Frau Oberförsterin blickte freundlich auf Lisas blondes Köpfcgen, das die Sonne mit goldenem Schimmer umfloß. „Armes Kind, hat schon deinen Vater verloren“, dachte sie.

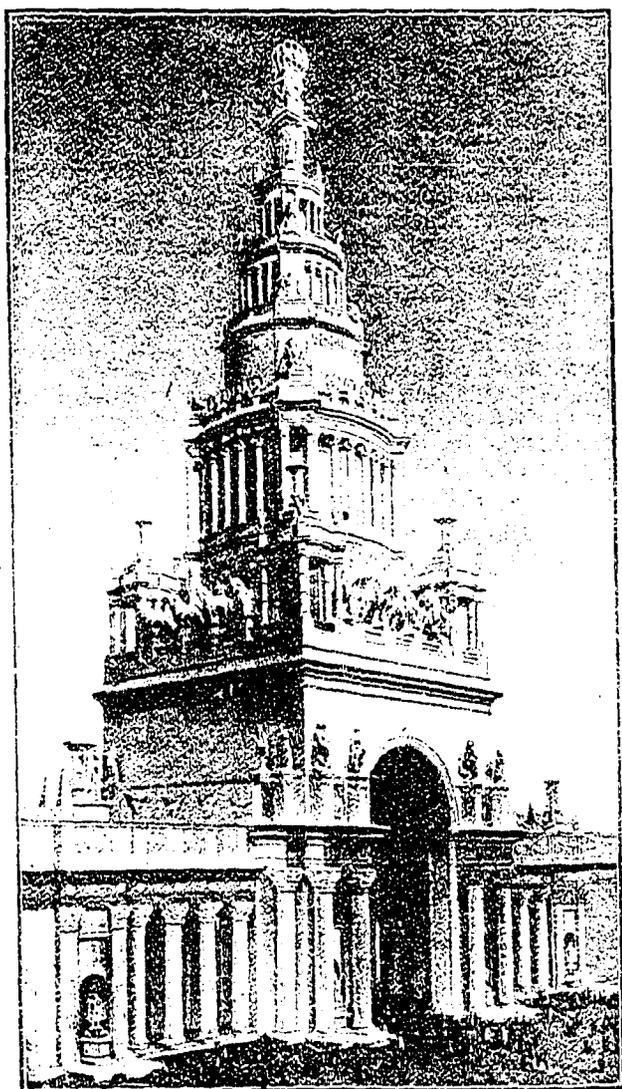
„Wir wollen die Frau Mama schon munter und fröhlich machen“, sagte sie warm zu Lisa, die freudig lächelnd zu ihr aufblickte. „Sie werden sich schon hier eingewöhnen, anständiges Fräulein.“

„O sagen Sie Fräulein Lisa zu mir“, erwiderte das junge Mädchen. „Es klingt viel besser und wir wollen doch gute Freundschaft halten.“

„Wie Sie es wünschen, Fräulein Lisa“, sagte die Oberförsterin.

„Hallo, hier muß man euch suchen“, tönte plötzlich die Stimme des Oberförsters an der Tür.

„Da, nicht wahr, Herr Graf, ich mache Ihnen mein Kompliment über dieses reizende Schloßchen“, sagte Frau Oberhardt zu demselben. Die Damen verließen den Pavillon und geflickten sich zu den Herrn.



Hauptgebäude der Weltausstellung in San Francisco 1914.
 Copyright Swanley. (Mit Text.)

ment über dieses reizende Schloßchen“, sagte Frau Oberhardt zu demselben. Die Damen verließen den Pavillon und geflickten sich zu den Herrn.

„Nicht, das läßt sich sehen“, entgegnete der Graf. Er war jedesmal erfreut, wenn sich jemand lobend über dies kleine Kunstwerk äußerte. Seiner Gattin zuliebe ist der kleine Pavillon entstanden. Damals war er noch ein glücklicher Mann, glücklich trotz aller mahnenden, warnenden Stimmen in seinem Innern. Viel glückliche Stunden hatte er an diesem Platz, den er jedoch schon seit Jahren mißverlebt. Seine Staffi war mit den Jahren auch anders geworden, sie hatten nicht immer so schön zusammengeliebt wie in den ersten Jahren. Er trug die Schuld daran, er wußte es nur zu gut, und erst kurz vor dem Tode der Gräfin war wieder ein innigeres Verhältnis zwischen den beiden Gatten entstanden. Der Pavillon wurde später meistens der Schmollwinkel seiner Gattin, den er nie mehr betrat. Jetzt wurde dieser Raum wieder benutzt, seine Entlein war glücklich, ihn entdeckt zu haben.

„Wir müssen an die Heimfahrt denken, Liebste“, sagte der Oberförster zu seiner Gattin. „Wie ist es, Graf, übermorgen haben wir Statabend. Versäumen Sie ihn nicht wie das letztemal. Der Oberförster drohte lächelnd mit dem Finger. „Die Reihe ist an mir“, fuhr er fort, da die Herren abwechselnd in ihrer Wohnung allwöchentlich einen Statabend veranstalteten hatten.“

„Versäumt, ich versäumt?“ jagte der Graf höflich erstaunt. „Ich schicke doch meinen Diener zum Herrn Baron und ließ mich entschuldigen, da meine Tochter an diesem Tage hier eintraf.“

„Ah, davon wußten die Herren nichts. Dann hat der Diener wohl seine Postkassette nicht ausgerichtet.“

„Der Schlingel, ich werde ihn sogleich vornehmen. Man kann sich ja auf nichts mehr verlassen.“

„Ah, dann ist die Sache etwas anderes. Nun, es kann ja einmal passieren.“

„Es dürfte nicht passieren!“ rief der Graf und die Ober an seiner Schläfe schwohll kräftig an. Ein Zeichen, daß er aufgebracht war. „Mit der heutigen Generation ist eben nichts mehr anzufangen. Da war ich einst doch anders, Oberförster, dies müssen Sie selbst zugeben.“

„Das will ich glauben,“ entgegnete dieser, „wer Anno siebzig im Pulverregen gestanden und die glorreiche Zeit mitgemacht, der ist aus anderem Holz; geschult als die verweichlichte Jugend von heute.“

„Nun, allzu schlimm sieht es auch heute nicht,“ entgegnete die Oberförsterin, „es gibt noch sehr tüchtige junge Leute, die euch älteren gewiß nicht nachstehen werden.“

„Nein, gewiß nicht,“ sagte der Oberförster, „doch im allgemeinen stimme ich dem Grafen bei.“

„Zwei für eines, Sie wissen, Frau Oberförster, die Mehrzahl trägt den Sieg“, lächelte der Graf.

„Ja, Herr Graf, Sie verstehen es, mich immer unterzutreiben. Aber nehmen Sie sich in acht, einmal werde ich Sie dennoch überlisten. Und du, Mann, bist sehr unhöflich, nie ergreiffst du die Partei deiner besseren Hälfte.“

„Verzeihe, meine Liebste, du weißt, in allen anderen Dingen lasse ich dir stets die Oberhand. Doch Politik und dergleichen das ist Männerjache, da sollen die Frauen nicht mitreden.“

„Die Frauen?“ erklaunte sagte dies die Oberförsterin. „Dementsagte nehmen die Frauen an der Politik sehr regen Anteil.“

Die kleine Gesellschaft war jetzt am Schlosse angelangt, woselbst bereits der Wagen des Oberförsters stand. Dieser und seine Gattin verabschiedeten sich von dem Grafen und dessen Entlein herzlichst und bald rollte der leichte Jagdwagen mit den zwei Bräunen die breite Chaussee hinunter, dem Forsthaus zu.

Lisa kehrte mit dem Großvater ins Schloß zurück. Der alte Herr fühlte sich plötzlich wieder sehr schwach und sah leidend aus. Lisa erschrak heftig. Der arme Großvater. Sie wußte gar nicht, daß er so leicht ermüdete und sich unpäßlich fühlte. Er hatte bisher stets mit seiner eisernen Gesundheit geprahlt. Nein, eisern konnte man sie mit dem besten Willen nicht bezeichnen.

„Großvater, pflege etwas der Ruhe, dann ist es bis morgen wieder gut“, sagte das junge Mädchen, den Grafen ins Haus führend. Auf der Treppe begegnete ihnen Frau Schwarz. Diese sah sofort, daß den Grafen sein altes Leiden plagte. Was es war, wußten selbst die Ärzte nicht. Er konnte plötzlich von einer Schwäche befallen werden, die im nächsten Augenblick wieder gänzlich wich. Er zog sich auf sein Gemach zurück. Frau Schwarz sandte einen Diener mit dem dem Grafen vom Arzt verordneten Wein nach oben. Müde, wie gebrochen, legte sich der Graf auf sein Ruhebett. Es war heute zu vieles auf ihn eingestürzt und seine Gesundheit war nicht mehr die kräftigste zu nennen. Als er von dem Wein zu sich genommen, konnte er nicht mehr seinen beunruhigenden Gedanken nachhängen, er schlief bald darauf ein und da sein Befinden weiter keine Besserung hervorrief, so ließ Frau Schwarz davon ab, den Arzt zu bestellen.

Lisa zog sich auch für den Rest des Tages in ihr Zimmer zurück. Sie nahm ein Buch zur Hand, doch über der Lektüre hinweg eilten ihre Gedanken zu dem Großvater und wieder erfaßte sie ein tiefes Mitleid mit dem alten Herrn. Es war etwas im Leben des Grafen, das sein Dasein umdüsterte, das ihn elend und finstern machte. Wenn sie es wüßte, wenn sie ihm helfen könnte? Wo lag der Schlüssel zu dem Geheimnis, sie wird dies wohl niemals erfahren.

Der Gong zur Abendtafel ertönte. Lisa befahl Jungfer Brigitte, ihr Abendbrot nach oben zu bringen. Die Mama war noch nicht zurückgekehrt und ohne den Großvater und diese mochte Lisa nicht unten speisen. Jungfer Brigitte brachte auch bald ein Tablett mit lauter appetitlichen Dingen. Die Köchin Anna bot alles auf, um ihrer neuen Herrschaft mit ihrer Kochkunst zu imponieren. Sie verstand ihr Fach aus dem Effeff, das mußte ihr der Reid lassen. Auch Lisa aß mit Appetit die belegten Brötchen, das warme Ragout und trank den köstlich duftenden Tee aus kleiner zierlicher Porzellanschale.

Jungfer Brigitte, die sich seit dem ersten Tage, in welchem Lisa im Schlosse weilte, um die Günst des jungen Mädchens bewarb, erzählte der aufstrebenden Lisa allerhand aus dem Dorfe.

„Ist mein Großvater des öfteren leidend?“ fragte Lisa, als Brigitte eben eine Kleinigkeit aus dem Dorfe ausgekratzt, die das junge Mädchen weniger interessierte.

„Nicht daß ich wüßte“, entgegnete diese. „Der Herr Graf ist immer so gesund und kräftig gewesen. So ein bißchen Unwohlsein hat mal jeder, gnädiges Fräulein. Selbst wir jungen sind davon nicht ausgeschlossen. Sie dürfen sich nicht beunruhigen. Der Herr Graf hat eine gute Gesundheit und wird nicht so leicht aus dem Sattel geworfen.“

Die letzte Redensart hatte Brigitte schon des öfteren von den Herren gehört, die viel im Schlosse verkehrten, und da sie ihr gefiel, brachte sie dieselbe bei jeder Gelegenheit vor. Brigitte bemühte sich überhaupt, sehr fein zu sprechen, sie war in dieser Beziehung sehr gelehrig und hatte schon viel bei ihrer feinen Herrschaft profitiert.

„Ja, Sie mögen recht haben“, sagte Lisa aufatmend. Der Großvater konnte auch einmal unpäßlich sein, man durfte doch nicht das Schlimmste darin erblicken. Wäre die Mama da, von der sie nicht solche schwarze Gedanken hegte. Durch des Vaters frühen Tod war sie in dieser Beziehung um so ängstlicher.

„Brigitte, haben Sie meine Großmutter gekannt oder weichen Sie da noch nicht auf dem Schlosse?“

Brigitte lächelte. Ihr Fräulein war wirklich naiv. „Nein,“ erwiderte sie, „damals war ich selbst noch ein Kind, als die gnädige Frau Gräfin starb.“

„Ich meinte nur, ob Sie damals im Dorfe wohnen.“

„Nein, ich kamme nicht von hier. Bin erst zwei Jahre in Diensten des Herrn Grafen. Köchin Anna indes hat die Frau Gräfin noch gekannt und erzählt heute noch, welche gute, vornehme Dame sie gewesen sei.“

„So“, sagte Lisa und lächelte ericent. Sie hörte gerne von der Großmutter, die sie nie gekannt und deren Geist doch heute noch im Schlosse zu herrschen schien. Denn der Graf ordnete und befahl, alles so zu halten, wie es bei Lebzeiten seiner Gattin der Fall war.

„Ich will noch ein wenig in den Park gehen“, sagte Lisa zu Brigitte. „Es ist so schön, warmer Abend, wenn Mama zurückkehrt, geben Sie mir Bescheid.“

Brigitte versprach dies. Lisa nahm ihren seidenen Schal und verließ das Schloß, sich in den im Abenddämmern befindlichen Park begebend. Sie lief rasch in das Zimmer deselben bis an den kleinen See, dessen Fontäne leise plätscherte. Wie reizend, wie poetisch war es hier. Wenn sie dichten könnte, würde sie diesen friedlichen Winkel bedichten, so aber schaute sie in das Grün der Kastanien und Buchen, lauschte auf den Sang eines Vogels, der in den hohen Pappelbäumen sein Abendlied sang. Alle guten Gedanken und Empfindungen erwachten in Lisa. Es war doch köstlich, diese Stille, dieser Friede. Könnte der Großvater nicht auch diesen Frieden besitzen: er, der Herr dieses schönen Sitzes, dieser Waldungen mit ihrem Taumendstuf und Vogelgesang. Lisa setzte sich auf eine Bank und träumte, sie wäre in einem der gewünschten Schlosse, das jedoch so schön, daß sie ihre Gefangenenschaft nicht spürte, ja nicht einmal Sehnsucht nach der Außenwelt hatte! O köstliche siebzehn Jahre, wie liegt die Welt im Sonnenschein vor uns und auch das kleinste erscheint uns so bar. Lisa war so froh zumute, sie hatte auch den finsternen Großvater vergessen. Ihr Leben schien ihr an Wert gewonnen zu haben und selbige Träume künftigen Glückes zogen durch ihren jungen, unberührten Sinn. Wie lange sie so geseffen, sie wußte es nicht. Plötzlich wurde es dunkler und am Himmel blinzelten einige Sterne. Jetzt mußte sie hineingehen, wenn die Mutter auch noch nicht zurück sein sollte. Rasch kehrte Lisa wieder ins Schloß und wartete in der Halle auf die Mutter. Es dauerte jedoch noch lange, ehe der gräfliche Wagen vorfuhr.

Als die Gräfin Lisa gewahrte, schalt sie, daß diese wach geblieben.

„Gehe sofort schlafen, Kind, es ist bald elf Uhr. Ich habe mich länger aufhalten müssen. Gute Nacht, mein Herz, morgen sprechen wir uns wieder.“ Sie küßte Lisa zärtlich und diese kam dem Wunsche der Mama sofort nach und begab sich in ihr Schlafgemach. Es dauerte nicht lange und sie schlief tief und fest in den nächsten Morgen hinein.

2.

Am anderen Morgen, als Lisa zum Frühstück erschien, fand sie die Mutter und den Großvater schon im Speisesaal anwesend. Letzterer war wieder frisch und wohllauf und unterhielt sich mit seiner Tochter sehr lebhaft. Ja, er lachte sogar hell und fröhlich, daß Lisa erfreut und getrost die beiden lieben Menschen begrüßte.

„Kleine Langschläferin“, sagte der Graf lächelnd.

„Zu meiner Freude sehe ich, daß du wieder völlig hergekommen bist, Großvater“, sagte Lisa und nahm seine Hand in ihre rechte. „Du mußt wissen, Mama, ich habe ordentlich Angst um den Großvater ausgestanden.“

„O, davon weiß ich ja nichts,“ entgegnete die Gräfin erschrocken, „und das verschweigst du mir, Vater?“

„Lieber Himmel, eine kleine Schwäche, nicht der Rede wert“, sagte dieser. „Du siehst ja selbst, wie wohl ich mich wieder fühle.“

„Gott sei Dank“, entgegnete die Tochter ernst. „Ich denke wir machen heute eine gemeinsame Fahrt in den Wald. Es dürfte für dich sehr gut sein. Du mußt dich doch etwas schonen und ausruhen.“

„Das können wir tun“, sagte der Großvater heiter. „Lisa wird gerne dabei sein. Sie hat noch vieles nicht gesehen, was sie von Jugend auf bekannt ist.“

Lisa nickte. Natürlich war sie das. Sie ist besonders froh, als sie den Großvater so munter und aufgeräumt sieht. O, es konnte alles gut werden, im Schlosse würde eine fröhliche, schöne Zeit anbrechen.

Nach dem Frühstück wurde die Ausfahrt unternommen. Lisa trug den leichten Florentinerhut mit dem schwarzseidenen Band an ihr blondes Köpfchen. Sie sah besonders lieblich und auflachend darin aus, daß selbst der Großvater eine anerkennende Bemerkung nicht unterlassen konnte.

Jean, der Kutscher, in der kleidsamen Livree mit silberner Feder, lenkte die zwei Kappen. Einen letzten verliebten Abschiedsblick warf er nach dem ersten Stockwerk des Schlosses, an welchem hinter der weißen Gardine Briggittens Antlitz ihm zuhagelte. Wenn sie jetzt auch mit dem Herzliebsten hinaus könnte. Ach, da kam der Doktor ins Schloß. Er war so selten hier gewesen, trotzdem der Graf viel auf ihn hielt. Frau Schwarz lenkte ihn empfangen, sie war ja bis jetzt ohne ihn die Nepräsentantin. Brigitte eilte nach unten und traf mit dem Doktor in der kühlen Vorhalle zusammen.

„Guten Morgen, Herr Doktor“, sagte sie untertänig. Sie hatte Respekt vor dem jungen Arzt, den der Graf bei jeder Unpäßlichkeit heranzog.

„Ist der Herr Graf zu sprechen?“ sagte Bredemweg und wischte sich den Schweiß von der hohen Stirn. Er hatte heute schon viele Gänge hinter sich und der Weg zum Schloße war steil.

„Die gräßliche Familie ist eben ausgefahren. Heute nachmittag ist der Graf jedoch sicher zu Hause.“

„Gut, dann komme ich heute nachmittag“, etwas zögernd stangen seine Worte. Es wäre ihm angenehm gewesen, den Grafen sogleich zu treffen. Er hatte indes kaum ausgerebet, als Frau Schwarz, vom Garten kommend, in die Halle trat. Ein freundliches Anleuchten geht über ihre etwas strengen Züge, als sie den Doktor erblickt.

„Leider treffen Sie niemand an, Doktor“, sagte sie zu ihm nach der üblichen Begrüßung.

„Der Herr Graf wird sehr bedauern, daß Sie sich umsonst herumkühlen. Sie sind lange nicht hier gewesen, Herr Doktor?“

„Allerdings“, entgegnete der Arzt lächelnd, „mein Amt nimmt mich augenblicklich zu sehr in Anspruch. Und außerdem, der Herr Graf erfreut sich glücklicherweise augenblicklich der besten Gesundheit. Heute indes komme ich in einer besonderen Angelegenheit, die ich dem Grafen vortragen wollte.“

„Vielleicht kann ich es bestellen“, sagte Frau Schwarz freundlich.

„Gut, wenn Sie es übernehmen wollen, soll es mir recht sein, besonders da ich die Sache gerne bald erledigt sehen würde. Sie werden wohl schon erfahren haben, daß der Häusler Franz Krämer gestorben ist und vier unverorgte Kinder hinterlassen hat. Ich bin gekommen, um beim Grafen ein gutes Wort einzulegen, daß der Familie aufgeholfen wird. Die Dorfbewohner sind selbst meist arm und ich tat, was in meinen Kräften stand, indes bin ich nicht in der Lage, den Armen genügend Unterstützung zu wenden. Da dachte ich...“

„Daß der Herr Graf ein mildtätig Herz habe“, fiel ihm Frau Schwarz ins Wort. „Ja, Doktor, das wird er gerne tun. Er ist stets ein Helfer der Armen. Es wird keine Schwierigkeiten haben und wenn Sie vielleicht zum Mittag nochmals erscheinen möchten, oder ich schicke einen Diener zu Ihnen mit der Antwort des Grafen.“

„Ich danke Ihnen, Frau Schwarz“, sagte Doktor Bredemweg erfreut. „Das wäre das Beste. Es wird dem Grafen zum Segen gereichen, dieser armen Familie aufzuhelfen.“

„Also abgemacht“, erwiderte Frau Schwarz, „bis heute nachmittag ist die Sache erledigt und der Familie geholfen.“

„Sie sind zu gütig, Frau Schwarz“, entgegnete der Doktor. Eine edle Seele, eine Fürsprecherin des Guten. Unser Herrgott kann sich freuen, viel solcher Frauen zu finden.“

„Doktor, Sie stellen mich viel zu hoch. Ich kenn' meine Pflicht und die paar guten Wörtchen, die einem anderen mitbringend sind, sind nicht der Rede wert. Die Hauptsache ist, daß unserem Nächsten beigegeben wird, so oder so. Also wenn jemandem das Lob und die Ehr' gehört, so sind Sie es, der sich in solcher Weise um seine Nächsten annimmt.“

„Ich wäre ein schlechter Arzt, wenn ich dies nicht tun würde. Nehmen Sie also nochmals meinen innigsten Dank für Ihre Vermittlung und empfehlen Sie mich den gnädigen Herrschaften. Ich warte mit Freuden auf die Antwort des Herrn Grafen, um in eine arme Hütte wieder neuen Lebensmut zu bringen.“

Johannes Bredemweg verabschiedete sich von Frau Schwarz und trat den Heimweg an. Frau Schwarz blickte ihm eine Weile sinnend nach. Sie lächelte über sich selbst. Ja, sie verstand es, sich überall Ansehen und Geltung zu verschaffen. Selbst bei diesem Manne, der eigentlich trotz seiner hohen Gelahrtheit weltfremd und weltunerfahren war. Aber es schmeichelte Frau Schwarz ungemein, wenn man sie lobte und sie als edle Seele anerkannte. In Wirklichkeit war es mehr Ehrgeiz und Ruhmsucht, die sie so handeln ließ, denn die sämtlichen Dorfbewohner, die arme Krämerwitwe mit ihren Kleinen, waren ihr höchst gleichgültig. Neuerdings

war noch ein besonderer Grund vorhanden, der Frau Schwarz fast sieberhaft verfolgte. Sie durfte sich um keinen Preis durch die Gräfin verdrängen lassen. Wenn sie im Dorfe gut angebrüht, überall mit Mat und Tat zur Hand war, so konnte man sie weniger leicht verdrängen, so war sie trotzdem die Erste in dieser Beziehung und jedermann würde sich sicher eher an sie, als an die stille Gräfin wenden, die fast menschenscheu geworden zu sein schien, so still und blaß sah sie aus. Auch mit ihr hat sie noch kaum zehn Worte gewechselt. Daß sie im Doktorhaus gut angeschrieben, konnte ihr in vielem von Nutzen sein, dachte Frau Schwarz.

Ein zufriedenes Lächeln umspielte ihre vollen Lippen, als sie kurze Zeit darauf ihren Mundgang machte. Da und dort nach dem Nechten sah. In der Küche mit Anna den Menüzetel aufstellte. Es sollte jetzt, nachdem die Gräfin mit Tochter im Schloße weilte, noch sorgfältiger gewählt werden. Anna ließ sich zwar nicht gerne in ihr Amt etwas einreden, Frau Schwarz war indes so liebenswürdig, brachte ihre Wünsche mehr als Bitte vor und Anna, die sehr gutmütig, willfahete denn auch anstandslos. Im stillen wunderte sie sich indes manchmal über der sonst ziemlich von oben herab dirigierenden Hausdame verändertes Wesen. Die Köchin machte sich weiter keine Gedanken über Frau Schwarzens Tun und Lassen. Jedes Tierchen hat sein Pläscherchen, dies bildete Annas stehende Redensart und damit war für sie eine Sache abgetan.

Vor Tisch, als die Gräfin sich etwas zurückzog und der Graf, wie gewöhnlich am Sonnabend, seinen Inspektor in seinem Arbeitszimmer erwartete, der ihm die Wirtschaftsbücher vorzulegen hatte, nahm Frau Schwarz die Gelegenheit wahr, um den Grafen von der Bitte des Doktors zu unterrichten. Sie wußte genau, wann Inspektor Gref erschien und hatte noch ein Viertelstündchen Zeit, um mit ihrem Herrn Rücksprache zu nehmen. Die Gräfin und Lisa sollten nichts davon wissen, sie allein wollte die Fürsprecherin sein. Fast eiferfüchtig überwachte sie alles, das ihr eventuell einmal entgleiten könnte.

Als Frau Schwarz bei Graf Fermond ihre Sache vorbrachte und vom Besuch des jungen Doktors berichtete, blickte der Graf etwas unwirsch auf, während sich ein finsterer Zug um seinen Mund legte. Dann begann er sich jedoch, er wußte, was er seiner Stellung schuldig war. Es sollte ihm niemand etwas Schlechtes nachsagen können.

„Es ist gut, Frau Schwarz, wie Sie meinen, können wir dem Herrn Doktor sogleich einen Geldbetrag für die Familie senden. Oder würden Sie es selbst übermitteln, es wäre mir angenehmer. Sagen Sie dem Doktor, wenn einmal ein Kind der Witwe einen Beruf erlernen will, ich werde die Mittel dazu bestreiten. An mir soll's nicht fehlen. Jeder Mensch muß sein Fortkommen haben, sonst gerät er schließlich auf falsche Wege“, die letzten Worte sprach er leise, wie gedankenverloren.

Frau Schwarz war sehr erfreut über die Wendung der Dinge. Günstiger konnte es nicht gehen. Sie kam selbst ins Doktorhaus und wird sich dadurch schon ein großes Vorrecht im Orte schaffen. Sie wird geehrt und beliebt sein, wenn es im Dorfe bekannt wird, daß sie sich so um die Angelegenheiten und um das Wohl der Bewohner hat. annimmt.

„Herr Graf sind zu gut“, sagte Frau Schwarz, als ihr dieser einen Hundertmarktschein aushändigte mit dem Bemerken, denselben sogleich ins Doktorhaus zu bringen.

„Schon gut, schon gut“, wehrte der Graf ab. Als die Hausdame das Zimmer verlassen, stützte er das Haupt in die Hand und stöhnte leise.

Im hat er wieder Wohlthaten gespendet, Wohlthaten mit fremdem Gute. Und alle, alle dankten ihm und sein Lob drang weit bis über die Grenze hinaus. Hat er nicht auch einmal Wohlthaten gespendet, Wohlthaten an einem, dem er nie mehr ins Auge sehen konnte, der da drüben jenseits des jungen Forstes sich angesiedelt und mit Weib und Kind glücklich lebte. Diese Wohlthaten, konnten sie das Unrecht wegwaschen, das an einem Manne, ja an einer ganzen Generation verübt worden. Nein, niemals. O Mutter, Mutter, wie konntest du dich einst so vergessen. Um wie vieles könnte er jetzt glücklicher und zufriedener seinen Lebensabend zubringen, wenn er auch weniger hoch und angesehen in der Welt dagestanden hätte wie heute. Geschehen ist geschehen. Er kann nichts mehr zurücknehmen, nichts mehr gutmachen. Es ist noch nicht zu spät, noch kann er umkehren und alles kann gut werden. Aber er kann es nicht, nein, schon der Gedanke treibt ihn den Angstschweiß auf die Stirne. Adelaide und Lisa, wie würden sie es aufnehmen. Klöblich herausgeriffen aus ihrem Hausein, versemnt und verachtet. Nein, der Preis ist zu hoch, um ihre Willen muß er alles dulden, alle Qualen, die sein Innere zerfleischen. Es ist doch zu spät und kein Weg führt zurück, zurück auf den Pfad, der ihm gebührt. Er muß ausharren bis zuletzt und das Geheißnis mit sich hinübernehmen in eine andere Welt. Da klopf es. Das Erscheinen des Inspektors riß den alten Herrn aus seinem dumpfen

Brüten, aus seinen martervollen Gedanken. Er gab sich einen Kuck und saß aufrecht und gerade in seinem Sessel, mit aufmerksamer Miene die Bücher, die ihm der Inspektor vorlegte, prüfend. Seine Wimper zudte mehr in seinem Gesicht, es würde niemand geahnt haben, wie elend und gebrochen der Graf noch vor wenigen Minuten dageessen. Ruhig und klar sprach er mit seinem Untergebenen, ihm einige Befehle und Verbesserungen vortragend. Er geizte heute auch nicht mit seinem Lob, denn der Inspektor hatte sich keine Mühe verdrießen lassen und unter seiner Hand gedieh alles, er leitete die Wirtschaft mit musterhafter Korrektheit und großer Intelligenz. (Fortsetzung folgt.)

Der Kaiser von Elba.

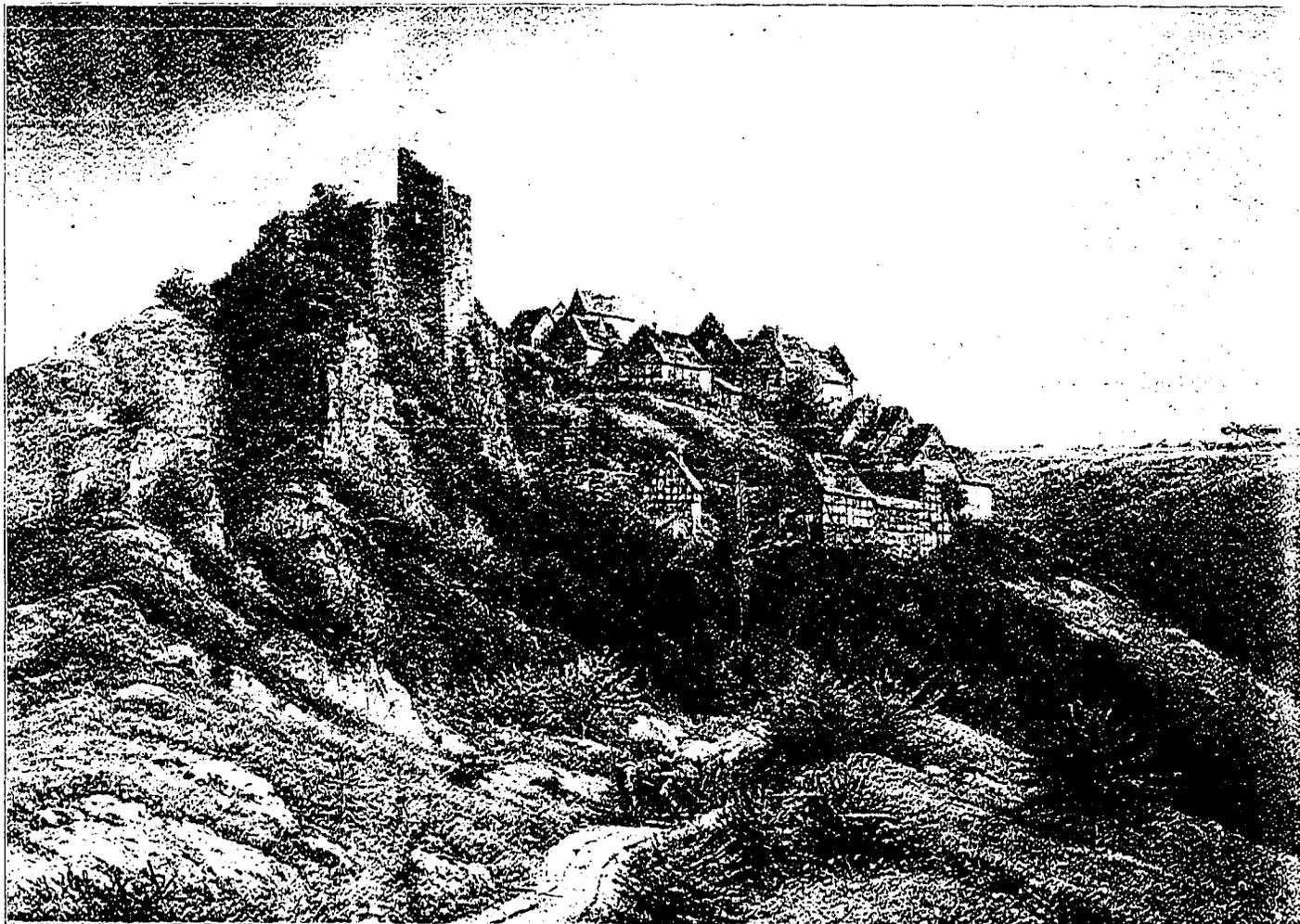
Von W. Harb. (Nachdruck verboten.)

Ende März 1814 war Napoleon überwunden und Paris von den siegreichen Verbündeten eingenommen worden. Die Sieger erklärten, daß sie nicht mit Napoleon unterhandeln

garde und eine Marine unterhalten - natürlich den winzigen Dimensionen seines Königreichs angemessen - und bekam außer den Einkünften der Insel Elba sechs Millionen Franken jährliche Rente, von Frankreich zu zahlen.

Napoleon nahm nach längeren Unterhandlungen, in denen er so viel wie möglich herauszuschlagen versuchte, die Bedingungen an und unterzeichnete das Dekret seiner Thronentagung am 11. April 1814. Es ist wohl wahrscheinlich, daß er im Hintergrunde seiner Seele schon damals den Gedanken hegte, daß er jetzt zwar der Ungunst des Augenblicks weichen müsse, da er aber bei günstiger Gelegenheit, wenn Europa das Schwert wieder in die Scheide gesteckt hatte und sich in Träumen von ewigem Frieden einwiegte, plötzlich aus dem Hinterhalt hervorberechen werde, um das Geraubte wieder an sich zu reißen.

Er trug den gewaltigen Schicksalsschlag mit derselben eisernen Ruhe, mit der er sonst in seinem Leben beides, das unerhörte Glück und die schlimmen Katastrophen hingenommen hatte. Major Koch berichtet in seinen Memoiren aus jener Zeit, Napo-



Burg Hohenstein im Martal (Saunus). Gemälde von J. Glädert. Hol. J. Schilling, Königsheim. (Mit Text.)

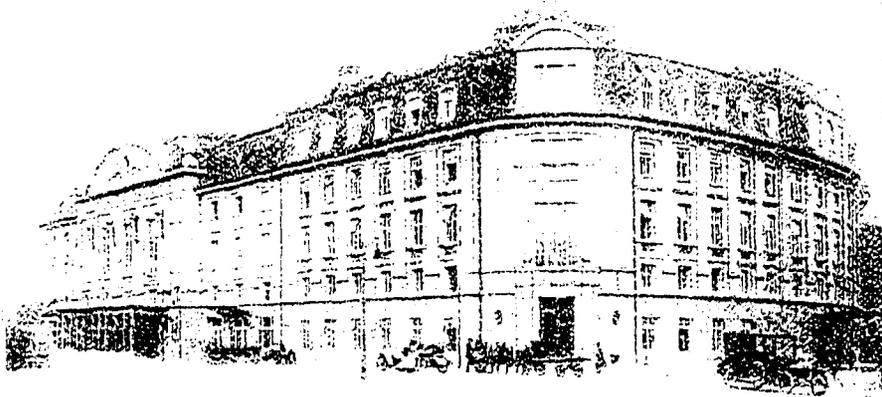
würden, noch mit einem Gliede seines Hauses, sondern mit einer neuen Regierung, die die Franzosen sich selbst zu wählen hätten. Am 2. April faßte der Senat im Namen von ganz Frankreich den Beschluß, die Dynastie Bonaparte abzusetzen und das alte Kriegsgeschlecht der Bourbonen zurückzurufen. Ludwig XVIII. rüstete sich, den Thron seiner Väter zu besteigen.

Napoleon mußte notgedrungen die gebotenen Bedingungen annehmen. An eine Fortsetzung des hoffnungslosen und törichtesten Widerstandes war wohl nicht mehr zu denken. Selbst seine Umgebung versagte ihm dazu die Mitwirkung. Was ihm, namentlich durch die Milde des russischen Kaisers Alexander noch zugestanden wurde, war eigentlich sehr viel. Wohl nie hat ein besiegter und entthronter Herrscher so gut abgeschnitten wie der Emporkömmling aus Korsika, der seit vielen Jahren durch seinen Kriegsrühm und seine Ländergier Europa beunruhigt hatte. Napoleon sollte den Titel Kaiser behalten, dazu ein Herrschaftsgebiet bekommen, das freilich gegen sein früheres gewaltiges Reich lächerlich klein war, nämlich die Insel Elba im Mittelmeer, sieben Quadratmeilen groß und mit ungefähr 12 000 Einwohnern. Er blieb eines der gekrönten Häupter Europas, durfte eine Leib-

leons Haltung sei unverändert geblieben, sein Gesicht habe die bekannte Marmorruhe und Undurchdringlichkeit gezeigt. Freilich wird von einem andern, von Baron Fain, seinem Sekretär, gemeldet, Napoleon habe in der Nacht vom 12. bis 13. April Gift genommen, um der Schmach zu entgehen, aber das Gift, das seit den Tagen Moskauts in seinem Besitz gewesen, habe keine Wirkung mehr gehabt. Möglich ist es, doch paßt die Geschichte schlecht zu dem Gewaltigen, der sicher noch nicht mit allen Herrschaftsträumen abgeschlossen hatte.

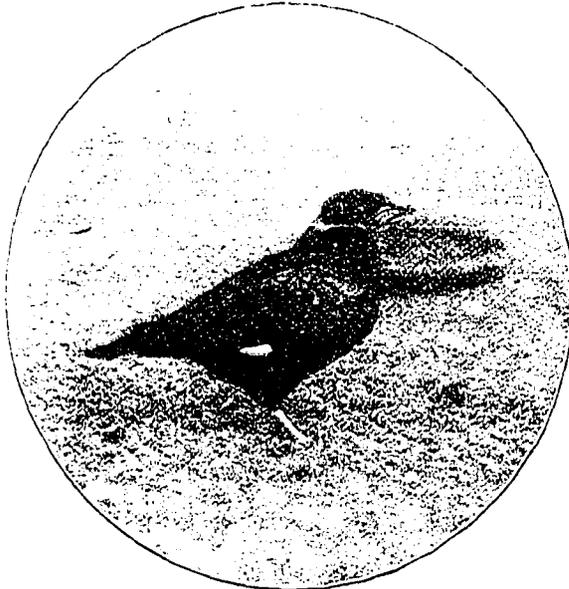
Auf den 20. April war die Abreise nach Elba festgesetzt. Im Hofe des Schlosses von Fontainebleau versammelte der scheidende Kaiser noch einmal die Reste seiner alten Garde um sich und hielt an sie die berühmte Rede, die unter dem Namen Le-Adieux de Fontainebleau bekannt geworden und auch bildlich verewigt ist. Zwölfhundert alte Soldaten standen in Parade, sie hatten zum Teil alle Feldzüge Napoleons in Italien und Ägypten, in Preußen, Osterreich und Rußland mitgemacht. Auch eine Reihe von Generalen blieb ihm treu.

Der Inhalt der Rede ist folgender: „Grenadiere und Jäger meiner alten Garde, lebt wohl! Während zwanzig Jahren habe



Das neue Konzerthaus in Wien. (Mit Text.)

sch euch stets auf der Bahn der Ehre und des Ruhms gefunden.



Vogel Béo, der größte Sprechkü Hler unter den Vögeln.

und Frankreich würde nur noch unglücklicher sein. Ich habe alle

In der letzten Zeit, wie in der Zeit unseres Ruhmes, habt ihr nicht aufgehört, Muster an Tapferkeit und Treue zu sein. — Mit Männern, wie ihr seid, wäre unsere Sache noch nicht verloren gewesen! Aber der Krieg wäre unabsehbar geworden, und ein Bürgerkrieg,

fott." Mehrfach fiel ihn der wütende Böbel an und hätte ihn umgebracht, wäre er nicht durch eine List entkommen. Man erzählt, er habe österreichische Uniform, einen preussischen Dschako und russischen Mantel getragen. So kam er nach Elba, vom Volk verhöhnt und verstoßen, begleitet von wenigen Getreuen.

Elba war sicher nicht der geeignete Ort für Napoleon. Die Insel lag nahe bei Italien, in geringer Entfernung von der französischen Küste. Es ist wahrhaftig kein Wunder, daß der Imperator, als die Zeit günstig war, noch einmal zurückkehrte.

Vier Kommissäre der Verbündeten begleiteten ihn. Am 1. Mai landete er in Porto Ferrajo, der Hauptstadt Elbas. Wenige

meine Interessen denen des Vaterlandes geopfert, ich reise ab. Ihr, meine Freunde, fahrt fort, Frankreich zu dienen. Sein Glück war mein einziger Wunsch, es wird immer ein Gegenstand meiner Wünsche sein. Adieu, Kinder! Ich würde euch alle gern an mein Herz drücken so will ich wenigstens eure Fahne umarmen."

General Petit überreichte ihm den Adler, auf den Napoleon dreimal in tiefer Bewegung die Lippen drückte.

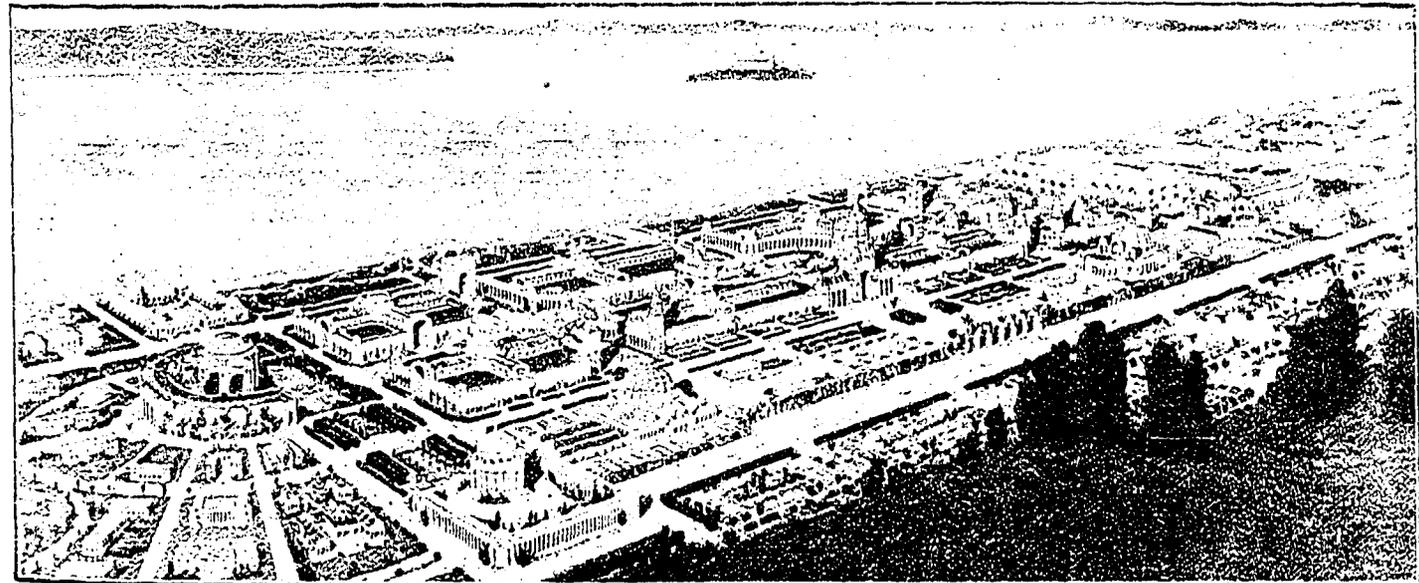
Die Krieger schluchzten. „Noch einmal, lebt wohl, meine alten Kameraden! Möge der letzte Kuß in eurem Herzen widerhallen!" Verfüllten Hauptes entfernte er sich und bestieg den Wagen.

Die Reise nach Elba brachte einige sehr häßliche Auftritte. Bei Laon beschimpfte ihn sein früherer Jugendfreund, der Marschall Angerau, mit den Worten: „Du konntest nicht wie ein Soldat sterben, Napoleon, du hast dich benommen wie ein Hund."



Geheimrat Professor Lummers. (Mit Text.)

Photographie 21116.



Gesamtansicht der Weltausstellung in San Francisco 1914. Copyright Swanley. (Mit Text.)

Stunden nur trennten ihn von seinem Geburtslande Korsika. Die Insel ist gebirgig, von gesundem Klima und üppiger Vegetation. Die Bewohner bauen nur wenig Getreide, dagegen viel Wein, Oliven, Obst und Mais, wovon ein beträchtlicher Teil mit Gewinn ausgeführt wird. Das Eisen Elbas war schon zur Zeit der Römer berühmt.

Hier lebte Napoleon einfach und ruhig — dem Anschein nach. Er legte Straßen an und errichtete Neubauten, wie ein guter Herrscher besorgt um das Wohl seiner Landesfinder. Aber insgeheim führte er eine umfangreiche Korrespondenz und beobachtete die Vorgänge auf dem Welttheater sehr scharf. Durch seine Freunde und Agenten erfuhr er alles, was vorging. In Wien tagte der große europäische Kongress, da die Verhältnisse des Kontinents neugeordnet werden sollten. Napoleon wußte, daß dort Uneinigkeit herrschte in sehr vielen wichtigen Fragen, ja, daß die Möglichkeit bestand, daß aus den Differenzen den Beteiligten ein neuer Krieg erwuchs. Das konnte ihm nur angenehm sein. Ferner wußte er genau Bescheid über die Stimmung seiner lieben Franzosen. Sie waren nicht zufrieden mit der Regierung der Bourbonen, die so regierten, als ob in den letzten zwanzig Jahren sich nichts in Frankreich verändert hätte, als ob keine Revolution, keine Gleichheit und Freiheit, keine Abschaffung der Vorrechte einzelner Stände wie des Adels und der Geistlichkeit gewesen wäre. Mit großer Annäherung nahmen die zurückgekehrten Adligen ihre alten Posten ein. Auch diese Verhältnisse konnten ihn nur freuen.

In der Gesellschaft Napoleons befanden sich seine Mutter Lätitia und seine Schwester Pauline. Viele Fremde kamen, die ihn sehen und sprechen wollten, und er empfing sie huldvoll und bereitwillig. Keiner von ihnen ahnte, daß der Mann, der so geduldig und still sein Joch zu tragen schien, schon längst in seinem Kopf den Plan der Rückkehr fertig hatte.

Den Anstoß dazu mag die Nachricht gegeben haben, daß die Bourbonen, denen seine Nachbarschaft selbstverständlich nicht angenehm war, mit dem Vorschlag hervortraten, ihn weithin in den atlantischen Ozean, nach der Insel St. Helena, zu verbannen. Dem mußte er auf jeden Fall zuvorkommen und noch einmal die Würfel wagen.

Nicht zum mindesten hoffte er auf seine kriegslustigen alten Scharen, die immer dabei waren, wo Ruhm und Ehre zu holen war. Er wußte genau, daß der Name Napoleon eine ungeheure Anziehungskraft ausübte auf alle, die mit der Neuordnung der Dinge in Frankreich unzufrieden waren, für die der Friede keinen Reiz besaß, und die den genialen Führer überall vermißten.

So trat er plötzlich, als der Kongress in Wien Feste über Feste feierte, aus seinem Felsenland hervor, und ein panischer Schrecken fiel auf alle.

„Da trat aus seiner Felsenburg der Räuber trotzig wild,

Er schwingt sein Hämenschwert empor und schlägt an seinen Schild!“

Europa zitterte von der geringsten Hütte bis zum fürstlichen Palast. Sein Erscheinen bedeutete abermals Krieg!

Nur und bündig stand's in den Zeitungen zu lesen:

„Napoleon Bonaparte ist am 26. Februar 1815 mit einer Schar verwegener Menschen von Elba zu Schiff gegangen.“ Er landete am 1. März bei Cannes an der französischen Küste. Dort hatte er den Boden Frankreichs auchdamals betreten, als er vom ägyptischen Abenteuer zurückkehrte. Einen Aufbruch schickte er voraus an die Franzosen, sich darin wieder ihren Kaiser nennend, der seinen alten Thron wieder besteigen wollte.

Die Fahrt ging folgendermaßen von statten.

Um die Bewachung Napoleons durch die Großmächte war es im ganzen nur schlecht bestellt. Als Kommissar der Verbündeten war der englische Oberst Sir John Campbell auf der Insel anwesend. Er hatte den Auftrag, den Kaiser zu beobachten und Verdächtiges zu melden. Ein Kriegsschiff stand ihm zur Verfügung, auf dem er jedoch häufig Fahrten nach dem italienischen Festlande unternahm. Eine solche Abwesenheit seines Hüters benutzte Napoleon. Seine vierhundert Mann Garde mit sich nehmend, begab er sich zu Schiff. Er hatte sogar eine kleine Flotte, ein Flaggschiff, nämlich die Brigg „Inkonstant“ und sechs andere Fahrzeuge, also eine Anzahl, die nicht so leicht übersehen werden konnte. Damit kein Argwohn aufkomme, gab seine Schwester Pauline sogar in der Nacht, die zum Ausbruch festgesetzt war, ein Ballfest, an dem auch Napoleons Offiziere teilnahmen. Sofort nach Beendigung des Festes erhielten sie Ordre, an Bord zu gehen.

Fünf Tage dauerte die Fahrt. Daß diese außerordentliche Expedition glückte, verdankt Napoleon in der Hauptsache seinem glücklichen Stern. Es ging ihm wie Cäsar auf dem adriatischen Meer, als derselbe dem Pompejus nachsetzte. „Du trägst Cäsar und kein Glück!“ sagte der große Römer dem beim Ausbruch seines Sturms verzagenden Schiffer.

Am Gefahren fehlte es nicht. Er begegnete einem französischen Schiff, das Napoleons Flotte begrüßte. Der lähne Seefahrer nahm seine Zuflucht zu einer List. Alle Soldaten legten ihre verärrischen Wärenmügen ab und begaben sich in den unteren Schiffsraum. Andere legten sich glatt aufs Verdeck. Der Kapitän aber des „Inkonstant“ tauschte mit dem Befehlshaber der Fremde freundliche Worte. Es heißt, Napoleon selber habe das Sprachrohr an den Mund gesetzt und Auskunft gegeben. Ohne Ahnung, wer da vorbeifuhr, segelte das französische Schiff weiter.

Als Napoleons „Wächter“, Sir John Campbell, endlich erfuhr von dem unerwarteten Streiche seines Schütlings, kehrte er eilig nach Elba zurück. Er fand die Mutter Napoleons und seine Schwester in scheinbarer großer Angst um das Schicksal des Bruders. Sie spielten ausgezeichnete Komödie. Vielleicht sei er nach Afrika gesteuert oder nach Italien, um sich dort mit seinem Schwager Murat zu vereinigen. Campbell, endlich in Gewisheit, wohin die Reise ging, nämlich direkt zur Küste Frankreichs, flog nun dem Abenteuerer auf dem Kriegsschiff Patridge nach, aber zu spät. Aus der Entfernung konnte er nur noch zuschauen, wie die Fahrzeuge landeten und die Truppen ausschifften.

Die Soldaten erfuhren erst unterwegs, wohin es ging. Sie waren begeistert und entzückt. Gleich nach der Landung in der Bucht von Antibes unweit von Cannes, ließ er in vielen Abschriften eine Proklamation verbreiten, in der er sich als Befreier vom Joch der Bourbonen ankündigte. Sie war sehr schwungvoll.

„Soldaten! Sammelt Euch unter die Fahnen Eures alten Führers. Er lebt nur in Euch und durch Euch. Sein Wohl und seine Ehre sind nur Euer Wohl und Eure Ehre. Im Sturm schritt wird der Sieg einhereschreiten. Und der mit den Nationalfarben geschmückte Adler wird von einem Nächstem zum andern vor Euch herfliegen, bis er sich auf dem Turm von Notre-Dame in Paris niederläßt.“

Antibes liegt im Departement Var, Arrondissement Grasse, unmittelbar am Meer. Das kleine Städtchen (6000 Einwohner) besaß eine Zitadelle, mehrere Kirchen und große Hospitäler. Auch eine Schiffschule und ein Seearsenal befand sich dort, und da das Meer reich ist besonders an Thunfischen und Sardellen, betrieb die Bevölkerung einen ergiebigen Fischfang. Der Gouverneur des Places war General Corfin. Als sich ein unbedeutender Teil der Napoleonsgarde vor den Toren zeigte, wurde er gefangen genommen, doch General Cambonne nahm die nahe Stadt Cannes weg und gewann damit den ersten Stützpunkt. Der Kaiser hielt sich nicht auf und eilte sofort weiter. Er zog nicht die breite Rhonestraße hinaus — die Provence war bourbonisch gesinnt —, sondern an der Grenze von Nîmes entlang auf die Stadt Grenoble zu; dort war er sicher, Anhänger zu finden.

Nirgends stellte sich ihm eine Macht entgegen. Die Maires der kleinen Ortschaften, höchst erschrocken, verhielten sich passiv, die Einwohner starrten den Zug an, nicht wissend, was sie tun sollten, ob sie sich freundlich oder feindlich stellen sollten.

Je mehr sich Napoleon der Dauphiné näherte, desto mehr wuchs die Teilnahme für ihn. Man bewillkommnete ihn, man schwenkte die Hüte. Die Dauphiné war ja die „Wiege der Revolution“, die Gegend Frankreichs, die der alten Regierung am meisten abhold war. Am 7. März stand er vor der Stadt und Festung Grenoble. Hier vollzog sich etwas Außerordentliches. Oberst Labedoyère kam mit zwei Bataillonen aus den Toren heraus und vereinte sich mit Napoleon, und als die übrigen Truppen das sahen, erwachte die alte Begeisterung für den Kriegshelden Frankreichs; Stadt und Festung beugten sich ihm. Seine Macht wuchs. Jetzt hatte er schon dreitausend Soldaten, auch Kanonen und Pulver.

Dem Beispiel von Grenoble folgten die übrigen Garnisone ohne Ausnahme. Wohl wurden Soldaten gegen ihn geschickt, aber samt und sonders gingen sie mit Jubel zu ihm über. Nur ein einziger Versuch des Widerstandes wurde gemacht. Ja, man riß sich um die Ehre, ihm zu huldigen und zu dienen.

Ein trauriges Zeichen! Von jeher war die Bevölkerung Orléans ja einem schnellen Wechsel in Geminnung und Überzeugung zugänglich. „Deuc“ ist nicht der Grundzug des französischen Volkes. Dem, der am lautesten vor sich herposaunt und der ihm am meisten verspricht, dem laufen sie blind zu.

Ein Siegeszug ohnegleichen! In 20 Tagen (20. März 1815) stand Napoleon an der Spitze der gegen ihn Ausgeschickten vor Paris. Kein Tropfen Blut war vergossen für den armen König Ludwig XVIII. Seine „fettleibige Majestät“ mußte in allen Eile die Tuilerien verlassen und sich wieder ins Ausland begeben.

Interessant ist der Eindruck von Napoleons plötzlicher Wiederkehr in den Zeitungen. Die Äußerungen der Pariser Tagespresse geben, wenn man sie aneinander reiht, ein merkwürdiges Bild. „Das Ungeheuer ist seiner Verbannung entronnen und vor der Insel Elba entwich.“ — Der törrische Werwolf ist bei Luz-

Man aus Land gestiegen. — Der Tiger hat sich zu Gab gezeigt. — wird damit enden, als elender Abenteuerer in den Gebirgen zuherzurrennen; entkommen kann er nicht. Das Ungeheuer ist wirklich, man weiß nicht wie, bis Grenoble gekommen. Der Traum hat in Lyon verweilt, Entsetzen lähmt alles bei seinem Abschied. Der Usurpator hat es gewagt, sich der Hauptstadt bis auf 60 Stunden zu nähern."

Verrierbild.



Wo ist der Steinhilf?

Auf einmal schlägt der Ton an: „Bonaparte nähert sich mit seinen Schritten, wird aber niemals bis Paris gelangen. — Napoleon wird morgen unter den Mauern von Paris sein. Der Kaiser ist in Fontainebleau. Seine kaiserliche Majestät wird noch heute abend in den Tuileries sein.“

Die Menschen änderten ihre politische Gesinnung wie eine Wetterstimmung. Besonders eine Reihe der Marschälle Napoleons. Soult bezeichnete noch am 8. März Napoleon als „Wahnsinniger“ und „Verräter“. Einige Tage später ließ er sich von ihm zum Generalstabschef ernennen. „Marshall Ney, der Schwabe der Branten“, sagte dem Könige Ludwig: „Bonaparte verdient, in einen eisernen Käfig eingesperrt zu werden!“ Zwei Wochen später ging er mit seinen Truppen zu ihm über.

Kluger Leute hatten die Entwicklung der Dinge allerdings vorausgesagt. Der Kapitän der Fregatte, die Napoleon nach Elba brachte, hatte bedeutungsvoll geäußert: Die Bourbonen werden dieses leichtfertige und phantastische Volk nicht regieren; ihre Herrlichkeit wird in zehn Monaten aus sein! Fürst Metternich, der österreichische Kanzler, hatte das „Kaisertum Elba“ für einen Unsinn erklärt. „Der Vertrag, den wir jetzt mit Napoleon abschließen, wird uns in weniger als zwei Jahren wieder auf das Schlachtfeld führen.“

Mit der Wiederkunft Napoleons von Elba und der Flucht der Königsfamilie aus Frankreich beginnt die Zeit, welche in der Geschichte bekannt ist unter dem Namen der „hundert Tage“. Sie endete mit der Schlacht bei Waterloo am 18. Juni, nach deren Verlust Napoleon sich nicht mehr halten konnte. Sein Stern verblühte. Seine Absicht, nach Amerika zu entkommen, gelang nicht; er gab sich zu Rochefort den Engländern gefangen. Diese transportierten ihn übers große Weltmeer achthundert Meilen weit auf die einsame, unwirtliche Insel St. Helena, wo er nicht wieder entkommen konnte. Unter strenger Bewachung, von wenigen Freunden umgeben, führte er ein qualvolles Dasein, bis eine Krankheit seinen Körper auftrieb. Er starb am 5. Mai 1821. So endete der „Kaiser von Elba“.

Alte Hofetiketten.

In dem Reglement für den Haushalt Heinrichs III. von England sind folgende interessante Stellen enthalten: „Der Bäcker des Königs soll kein Mann in den Brotteig mischen, auch nicht Gerste- oder Bohnenmehl, sonst kommt er in den Stock, wenn er gefasst wird. Die Diener des Königs haben keine Vorhängeschlösser oder Schlüssel zu stehen, Tassen, Teller und Möbel mit nach Hause zu bringen, auch wenn sie zur Bedienung mit in adelige Häuser genommen werden, alles stehen zu lassen. Die Köche dürfen nicht solches Gefinde in Dienst nehmen, welches nacht arbeitet oder des nachts vor dem Kaminfeuer kampiert. Hunde sind verboten. Nur einige kleine Spanjols sind für die Damen zulässig. Mittagbrot um zehn Uhr. Abendbrot um vier Uhr. Die Stammesherren sollen sich untereinander liebhaben und jede Prügelei vermeiden, über des Königs Privatliebhabereien auch nicht klatschen. Der Hofbarbier hat sich besonders mit kräftigem Gefinde nicht zu befassen, damit des Königs Majestät nicht angegriffen werde. Alle Liebelien auf Treppen und Korridoren sind streng untersagt, da häufig ganze Stöße Schüssel dabei verschlagen werden. Die Pferdnechte sollen das Heufluchen sein lassen und das Zanken mit den Köchinnen vermeiden. Kohlen dürfen nur für das Zimmer des Königs und das der Königin gebrannt werden. Der Hofbrauer fällt in Ungnade, falls er wieder Bimsstein ins Bier mischt. Die Jagdhunde erhalten täglich

vierundzwanzig Brote. Nach Schluß des Parlaments haben die Mitgliedsler und ihre Damen, denen während der Session der Hof zu wohnen gestattet war, sofort wieder abzureisen.“ I.

Wie oft...

Wie oft genigte nur ein Wort, Doch sieh! Da naht der schlimme Feind:
Um Zweifel zu zerstreuen. Der Stolz, vom Trost begleitet,
Und in zwei Seelen den Akord Und statt daß Liebe mild vereint,
In Liebe zu erneuen. Er tiefes Weh bereitet.

Das Wort, das leimt im Herzensgrund,
Umdrängt von heißem Schweiß,
Gibt Neue nicht, Verführung kund --

Nachen.

Und darum Schmerz und Tränen.

F. Zaack.

Unsere Bilder

Die Gesamtansicht der Weltausstellung in San Francisco 1914. Unser Bild zeigt den Lageplan und die bis jetzt fertigen Gebäude der großen Ausstellung aus der Vogelperspektive, am linken Flügel die Pavillons der Vereinigten Staaten und der teilnehmenden Nationen. Die Ausstellung liegt am San Francisco Hafen und ist 2 1/2 englische Meilen lang. Im Horizont sehen wir die Alcatraz Insel mit dem Marinegefängnis. — Das höchste und schönste Gebäude auf der diesjährigen Panama Pacific Internationalen Ausstellung in San Francisco, ist das wunderbare Turm an dem Südeingang bei dem Hofe der „Sonne und Sterne“. Der Turm ist 430 Fuß hoch und der untere Bau des Turmes mit seinen verschiedenen kleinen Nebentürmen hat einen ungeheuren Umfang. Der Turm ist in Terrassen aufgebaut und gekrönt mit einer Figurengruppe, die die Weltkugel tragen. Auf der ersten hohen Terrasse sind die Figuren von Entdeckern der Epoche und von bewaffneten Reitern aufgestellt. Die Bildhauer arbeiten mit Hochdruck, um alles rechtzeitig fertigzustellen und die Gemälde und Mosaiken werden unbeschreiblich schön wirken.

Burg Hohenstein im Mariatal (Saunus). In einem wildromantischen Tale des Saunus, von der forstkreidigen Nar durchflossen, liegt zwei Stunden nördlich von Bad Langenschwalbach auf einem Felsen in 385 m Höhe die Burg Hohenstein mit einem kleinen Dorfe von ca. 350 Einwohnern. Die älteste Geschichte der Burg ist in ziemliches Dunkel gehüllt und das Jahr ihrer Erbauung unbekannt. So viel aber ist sicher, daß sie die Grafen von Rabenellenbogen, dieses einst so hochbedeutende und zahlreiche Rittergeschlecht, errichtet haben, und die darum auch unter dem Namen von „Hornstein“ in den alten Urkunden vorkommen. Urkundlich wird sie 1190 zuerst genannt, als die beiden Grafen von Rabenellenbogen und Hohenstein, Berthold I. und Diether I., vom Abte Gerhard des Klosters Fulda die Vogtei über St. Goar und den dortigen Rheinzoll zu Lehen empfangen. Diethers I. Söhne, Diether II. und Heinrich IV., nennen sich von „Hohenstein“ und nicht von „Rabenellenbogen“. Schon vor 1245 starb Diether IV. kinderlos und so kommt Hohenstein nach Diether II. Tod 1245 in den Besitz seiner Söhne Diether III., gestorben 1276, und Eberhard I., gestorben 1312, die Stifter der Hauptlinien „Alt-“ und „Neu-Rabenellenbogen“, welche nach ungefähr 150 Jahren durch die Heirat der Tochter Eberhards V. von Alt-Rabenellenbogen mit Johann III. von Neu-Rabenellenbogen, dem Erbauer der Burg „Kastel“ bei St. Goarshausen am Rhein, wieder vereinigt wurden. Deren einziger Sohn, Graf Philipp der Ältere, starb am 27. Juni 1479 plötzlich und mit ihm erlosch das Geschlecht der Grafen von Rabenellenbogen. Hohenstein und alle seine Besitzungen gingen nun an den mit seiner einzigen Tochter Anne vermählten Landgrafen Heinrich III. von Hessen über. Ungefähr 100 Jahre später, 1584, kommt Hohenstein durch Teilung der hessischen Besitzungen an den Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel. Es folgte Moriz I., welcher Hohenstein bedeutend verschönerte, aber nur für kurze Zeit. Denn der beginnende Dreißigjährige Krieg brachte auch über Hohenstein und seine Bewohner viel Unglück! Von weimarischen Truppen durch Überumpelung 1640 genommen und als Proviantmagazin benutzt, wurde es 1647 von den Hessen unter Rabenhaupt zurückerobert, wobei die Burg bis auf das Gemäuer zerstört wurde. Nach Kriegsschluß 1648 kam Hohenstein an den Landgrafen Ernst von Hessen-Kassel, welcher die Burg notdürftig etwas herstellte und eine Kompagnie Hessen-Kasseler Jwaiben als Besatzung hincinleste. Da wegen der nötigsten Reparaturen sich die beiden Linien Hessen-Kassel und Hessen-Rheinfels fortgesetzt schickten, indem jede die andere für die Herstellung verantwortlich machte, so zerfiel die Burg nach und nach. In diesem Zustand finden wir sie noch heute. Heute ist Hohenstein eine sehr stark besuchte Sommerfrische. J. G.

Zum neuen Konzerthaus in Wien. Das Konzertleben Wiens, das sich ohnehin einer hohen Blüte erfreut, erhält durch den soeben vollendeten und eingeweihten Neubau eines großen Konzerthauses eine neue, würdige Höhe. Der großzügig angelegte Monumentalbau trägt schon in seinem Äußeren eine imponierende Vornehmheit zur Schau, die sich in seinen Innendäumen in gewinnender Weise fortsetzt. Da der Bau seine Entfaltung dem Jubeljahr der Regierung des Kaisers Franz Josef verdankt, unter dessen nun fünfundsiebzigjähriger Regierungszeit ja auch der bedeutende Aufschwung des Wiener Musiklebens und der Triumphzug der Wiener Meister der Töne durch die ganze Welt fällt, so war es nur natürlich, daß im neuen Konzerthause Freude und Dank über diese Taten einen Ausdruck in bildnerischer Form fanden. Im Treppenhause, an bevorzugter Stelle und so jedem einkommenden und fremden Besucher zu Gesicht kommend, ist unlängst ein würdevolles Reliefdenkmal für Kaiser Franz Josef angebracht worden. Es ist eine Art Dankesbezeugung und Huldigung für den greisen Monarchen, dem auch die Musik in Wien eine besondere Förderung verdankt. Der bekannte Wiener Plastiker Professor Edmund von

Selbner hat das Denkmal medellert, das oben die Volkshymne von Hand...

Der Vogel Béo. Selbst bei den Zoologen findet man allgemein die Ansicht verbreitet, daß es unter allen Vögeln die Papageien im Nach...



A: „Nad nach dem Nachtessen, was tut ihr denn da?“ B: „E, dann schlafen wir ein bisschen, bis wir schlafen gehen!“

Gemeinnütziges

Gesundheitspflege im Jamar. Die Pflege der Gesundheit erfordert in dem gegenwärtigen Kältemonat nicht geringe Aufmerksamkeit...

wie für Kinder eine ausreichende und gesunde Bewegung. Selbstverständlich ist hierbei größte Vorsicht geboten...

Table with 4 columns and 4 rows of letters: H A F E, B O L U S, G A B E L, E I G E R, N E B E L

Homonym.

Bei jeder Treue kannst du sehn, Was du nicht wissen möchtest beim Gehn...

Silbenrätsel.

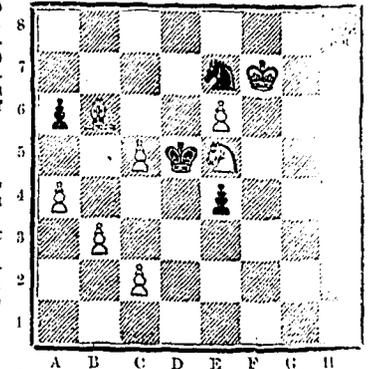
mi, nua, ne, nu, ra, re, se. bo, e, ei, el, de, do, her, ma...

Schachlösungen:

Nr. 96. Sc 1-e 2 f e. 2) f 7 K e 6; 3) f 8 D (2, f 4 2 T z 1); 1) ... T d 3; 2) S f 4 f 3. T e 6 ±

Problem Nr. 98.

Von C. Weißbach. (Hamb. Turner-Club Schwarz.)



Mat in 2 Zügen.

Nichtige Lösungen:

- Nr. 86. Von M. Schoden i. Bad Schönflsch. G. L. Rittmayer in Forchheim. Nr. 87 und 88. Von G. L. Rittmayer in Forchheim. Nr. 89. Von H. Forer in Erfeld. Nr. 92. Von J. Gebhard, M. Gebhard in Zellow. Nr. 93. Von H. Schmittfall in Teinheim.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Homonym: Grund. — Des Logogram: Baum. Des Räthselnummernbus: Auf jedem Baum Pfanz' einen Baum...

Alle Rechte vorbehalten.

Allerlei

Vorsichtig. Herr (im Laden zum Kaufmann): „Entschuldigen Sie, ist der Hanstreich da?“ — Kaufmann: „Bedauere sehr; ich habe ihn...

Zu dann! Lehrer (zu einem Schüler): „Was, Sie wollen schon so schnell stenographieren können, wie Ihr Papa spricht?“ — Schüler: „Allerdings! — Mein Papa stottert nämlich!“

Katzenblättig. „Hören Sie, Herr Wirt, wie kommt es denn, daß Ihr Wasthof so schlecht ist? Er wurde mir doch so warm empfohlen?“ — „So! Wahrscheinlich von einem, der eine Hypothek darauf hat!“

Billiges Festessen. Der englische Vegetarianer (Pflanzenesser) Doktor Hermann Merz in London, veranstaltete eines Tages ein Festessen, zu welchem dieser Apostel der reinen Pflanzkost hundert Personen einlud.

Die Grabstätte eines Uhrmachers. In Paris ist vor langer Zeit ein alter Uhrmacher gestorben, der in seinem Testamente bestimmt hat, daß auf seinen Leichenstein folgende Grabchrift zu setzen sei: „Hier ruhet in einer horizontalen Lage XYZ, während seiner Lebzeiten ein Uhrmacher.“